

# Jochen Hörisch (Mannheim)

## Dialektik der Romantik

Im Berliner Salon der Frau von Carayon ist einer der Habitués enttäuscht. Hat er doch den letzten *jour fixe* und damit ein großes Ereignis versäumt: zu Gast war der romantische Dichter Zacharias Werner, dessen Luther-Drama *Die Weihe der Kraft* in wenigen Tagen seine Uraufführung erleben soll. Doch dem Freund der Familie von Carayon (ein klug gewählter Name: nur ein überflüssiger Buchstabe trennt ihn vom französischen Wort „crayon“) wird in Theodor Fontanes Erzählung *Schach von Wuthenow* Tröstung zuteil. So viel hat er nämlich wiederum nicht verpaßt. Haben doch selbst exaltierte romantische Dichter ihre durchaus profanen Seiten. „Sie sollten sich umgekehrt beglückwünschen, einer Enttäuschung entgangen zu sein“, nahm Bülow das Wort. „Es ist selten, daß die Dichter der Vorstellung entsprechen, die wir uns von ihnen machen. Wir erwarten einen Olympier, einen Nektar- und Ambrosiamann, und sehen statt dessen einen Gourmand einen Putenbraten verzehren; wir erwarten Mitteilungen aus seiner geheimsten Zwiesprach mit den Göttern und hören ihn von seinem letzten Orden erzählen oder wohl gar die allergnädigsten Worte zitieren, die Serenissimus über das jüngste Kind seiner Muse geäußert hat. Vielleicht auch Serenissima, was immer das denkbar Albernste bedeutet.“<sup>1</sup> Aus seiner antiromantischen Haltung und seiner spezifischen Abneigung gegen „diesen pfäffischen Zacharias Werner ...“, der mir in seinen mystisch-romantischen Tendenzen einfach zuwider ist“, macht Bülow kein Geheimnis. Der Verleger Sander springt ihm bei; Schach widerspricht. Und so kommt es zum kultivierten Salon-Streit, zum Wechsel von Bonmots wie „jeder Staat (gemeint ist: auch der preußische, J. H.) ist in gewissem Sinne zugleich auch ein Kirchenstaat“ und zum Vorschlag, die Kontroverse über „die Romantik“ dadurch voranzubringen, daß Victoire, die Tochter des Hauses, einige der dem Drama „eingelegten Lieder“ mit Klavierbegleitung Schachs zu Gehör bringt.

<sup>1</sup> Theodor Fontane: „Schach von Wuthenow – Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes“. In: Werke in vier Bänden, hg. v. H. Nürnberger. München/ Wien 1979, Bd. 2., S. 147.

„Ich habe sie kaum durchgespielt.“ / „Oh, dann bitt ich um so mehr“, bemerkte Schach. „Alle Salonvirtuosität ist mir verhaßt. Aber was ich in der Kunst liebe, das ist ein solches poetisches Suchen und Tappen.“ / Bülow lächelte vor sich hin und schien sagen zu wollen: „Ein jeder nach seinen Mitteln.“ / Schach aber führte Victoiren an das Klavier, und diese sang, während er begleitete:

Die Blüte, sie schläft so leis und lind  
Wohl in der Wiege von Schnee;  
Einlullt sie der Winter: „Schlaf ein geschwind,  
Du blühendes Kind.“  
Und das Kind, es weint und verschläft sein Weh,  
Und hernieder steigen aus duftiger Höh  
Die Schwestern und lieben und blühn ...

Eine kleine Pause trat ein, und Frau von Carayon fragte: „Nun, Herr Sander, wie besteht es vor Ihrer Kritik?“ – „Es muß sehr schön sein“, antwortete dieser. „Ich versteh es nicht. Aber hören wir weiter. Die Blüte, die vorläufig noch schläft, wird doch wohl mal erwachen.“

Und kommt der Mai dann wieder so lind,  
Dann bricht er die Wiege von Schnee,  
Er schüttelt die Blüte: „Wach auf geschwind,  
Du welkendes Kind.“  
Und es hebt die Äuglein, es tut ihm weh  
Und steigt hinauf in die leuchtende Höh,  
Wo strahlend die Brüderlein blühn.

Ein lebhafter Beifall blieb nicht aus. Aber er galt ausschließlich Victoiren und der Komposition, und als schließlich auch der Text an die Reihe kam, bekannte sich alles zu Sanders ketzerischen Ansichten. / Nur Bülow schwieg. Er hatte, wie die meisten mit Staatenuntergang beschäftigten Frondeurs, auch seine schwachen Seiten, und eine davon war durch das Lied getroffen worden. An dem halbumwölkten Himmel draußen funkelten ein paar Sterne, die Mondsichel stand dazwischen, und er wiederholte, während er durch die Scheiben der hohen Balkontür hinaufblickte: „Wo strahlend die Brüderlein blühn.“ / Wider Wissen und Willen war er ein Kind seiner Zeit und romantisierte.“<sup>2</sup>

Es gibt fraglos bedeutendere romantische Gedichtzeilen als die, die hier im Jahre 1805 in Berlin zu Gehör gebracht werden. Dennoch ist selbst der Romantik-Kritiker Bülow von ihnen gefangen. Der geradezu prototypisch realistische Erzähler Fontane erweist der Roman-

<sup>2</sup> Ebd., S. 151 ff.

tik nicht nur in dieser Passage seine Reverenz. Aufschlußreich ist diese Reverenz, weil sie ausdrücklich festhält, daß selbst die Romantik-Kritiker „wider Wissen und Willen“ Kinder ihrer Zeit sind. Soll heißen: man kann um 1800, wenn man ein gewisses Niveau an Einsichten nicht unterbieten will, nicht nicht Romantiker sein. Es ist also, unabhängig von der Binsenweisheit, daß einzelne Werke je einzelne Werke sind, die sich voneinander unterscheiden und die in ihrer unverwechselbaren Individualität rezipiert sein wollen, möglich, die Romantik als eine Epoche zu charakterisieren, die ihre Zeitgenossen zwar nicht darauf verpflichtet, dasselbe zu denken, aber eben doch darauf, über dieselbe Konstellation von Problemen nachzudenken. Um es neudeutsch zu formulieren: mit der Romantik verschreibt sich Alteuropa ein neues und abgründiges Reflexions-, Beobachtungs-, Theorie- und Kunst-Design.

Eigentümlich obligatorisch, ja notwendig ist dieser neue Stil angesichts einer um 1800 schon nicht mehr so ganz neuen, sondern eben generalüberholten und fortentwickelten Neuzeit, die Gründe hat, selbstreflexiv zu werden. Fast dreihundert Jahre nach der Reformation, die das Skandalstück von Zacharias Werner zum Thema hat, und ein gutes Jahrzehnt nach der französischen Revolution setzt die romantische Generation zu einer Generalrevision tradierter Denkmuster an. Mit einem der romantischen Grundmotive spielt Fontanes Text ganz offensichtlich. Die Romantik ist nämlich paradoxiesensibel. Paradoxien, also im Wortsinne miteinander unverträgliche Meinungen und Ansichten, hält sie nicht für ein vermeidbares, durch logisches Argumentieren austreibbares Problem, sondern für Manifestationen hartnäckiger logischer (und ontologischer, theologischer, psychologischer etc.) Widerspruchsstrukturen und – für das unwiderstehliche Ingredienz eines nicht langweiligen Lebens. Die in Fontanes Prosa offengelegten Paradoxien sind vergleichsweise harmlos, aber gewissermaßen vielversprechend: Der dezidierte Romantikkritiker romantisiert selber; der Mystiker hält weniger Zwiesprache mit dem Göttlichen, als mit weltlichen Autoritäten; der „Olympier“, der „Nektar- und Ambrosiamann“ ist dem Putenbraten verfallen; der Fromme sündigt lustvoll; der Atheist führt ein asketisches Leben und was dergleichen Fälle mehr sind. Die Biographie von Zacharias Werner eignet sich vorzüglich, um dergleichen Paradoxe reichhaltig und fast ein wenig zu plakativ zu illustrieren. Sein Lebensweg führt ihn bekanntlich von Königsberg nach Wien; vom Protestantismus zum Katholizismus; von der preußischen Beamtenlaufbahn in die Sphären des österreichischen Priesterdaseins; von den Wonnen des Libertins und dreifach Geschiedenen zu denen des fanatischen Zölibatfans.

Auf Paradoxien kann man verärgert reagieren, dann muß man alles daransetzen, sie auszutreiben. Oder aber man läßt sie romantisch gewähren, weil man einsieht, daß der Wille, Paradoxien auszutreiben, sie nur verstärkt. Um paradox zu formulieren: Paradoxe sind eben gerade nicht Probleme der *doxa*, des Meinens und Glaubens, sondern vielmehr vergleichsweise charmante Indizien, die auf ein gravierendes und schwer zu überwindendes Strukturfaktum verweisen, das – ein weiteres Paradox – der wohl geharnischteste unter den zeitgenössischen Romantikkritikern (also Hegel) am klarsten ausgesprochen hat: Widerspruchsstrukturen *sensu strictu* zeigen sich dem romantisch-wachen Geist in eben dem Maße, in dem man nach Gewißheit oder gar in cartesianischer Tradition nach einem *fundamentum inconcussum* fahndet. Die Romantik stellt über die Lust am Paradoxon hinaus auf Dialektik im schärfsten Sinne des Begriffs um: Widerspruchsstrukturen sind im Jenseits des Trivialen, also in anspruchsvollen Begründungszusammenhängen nicht skandalöse Ausnahmen, sondern der nicht minder skandalöse Normalfall.

Die frühen Jenaer Romantiker haben diese Erfahrung des Denkens an zumindest drei Paradigmata gemacht. Sie sind *erstens* Zeitgenossen der Kantischen Destruktion des altehrwürdigen Gottesbeweises, der die rasante Erosion der tradierten Universal-Gewißheit auf den argumentativen Punkt brachte: Sein ist kein reales Prädikat; wer von Prädikaten wie Allmacht auf die Existenz dessen schließt, der da „Allmächtiger“ heißt, macht sich eines schwerwiegenden Kategorienfehlers schuldig. Die Romantiker geben Kants Argument eine dramatische Wende, indem sie – ein prototypisch romantisches Verfahren – nicht mit neuen Argumenten alte Gewißheiten destruieren, sondern vielmehr die Logik der alten Gewißheiten immanent dekonstruieren. Gerade wenn man dem alten Glauben an die Kraft göttlicher Allmacht vertraut, läßt sich zeigen, daß diese Allmacht z. B. nicht so allmächtig sein kann, ihre Allmacht aufzugeben; daß der ewige und allmächtige Gott sich in den Widerspruch verwickelt, etwas nicht zu vermögen, was die sterblichen und ohnmächtigen Menschen mit eigentümlicher Sicherheit leisten: zu sterben. Wie aber sollte man einer Größe, die etwas so Essentielles wie nicht (mehr) zu sein nicht vermag, Allmacht zusprechen? Um es mit Hölderlins genuin romantischen *Mnemosyne*-Versen schöner, aber nicht etwa unpräziser auszudrücken:

Denn nicht vermögen

Die Himmlischen alles. Nämlich es reichen

Die Sterblichen eh an den Abgrund. Also wendet es sich, das Echo,

Mit diesen. Lang ist

Die Zeit, es ereignet sich aber  
Das Wahre.

Um so unpoetisch und sachlich wie möglich zu sprechen: die Romantik sorgt an einer ersten essentiellen Scharnierstelle für einen abgründig neuen Denkstil. Sie transformiert den altherwürdigen Satz vom Grund in den Satz vom Abgrund. „Nihil est sine ratione“ kann eben (wie die Romantiker lange vor Heidegger wissen) nicht nur heißen, daß nichts ohne Grund ist, sondern auch, daß das Nichts ohne Grund ist. Bei aller gewaltigen Unterschiedlichkeit in Stil und Diktion umkreisen doch Texte wie Wackenroders *Herzensergießungen eines Klosterbruders*, der die abgründige Kunst liebt, Hardenbergs *Hymnen an die Nacht*, Hölderlins *Feier des R(h)einentsprungenen*, Schellings *Freiheitsschrift*, Friedrich Schlegels *Philosophische Lehrjahre* oder Schleiermachers *Reden über die Religion* (um nur diese Texte zu nennen) die Einsicht in die Abgründigkeit des Grundes. Sie erschließen „Schichten ..., in denen kein Wesen mehr wurzelt, sondern alle Wurzeln verwesen.“<sup>3</sup>

Wenn alle Wurzeln abgründig verwesen, tut eine neue Gewißheit not und gut. Das avancierteste Theorieprogramm, das die Romantiker vorfinden, hat eine Antwort auf die faustische Epochenfrage bereit, was die Welt im Innersten zusammenhält, wenn die alte Joker-Antwort „Gott“ irreversiblen Plausibilitätsverlust erlitten hat. Die Antwort ist bekannt: transzendente Subjektivität tritt an die Stelle der Transzendenz. Das heißt auch: Funktionstheorie tritt an die Stelle von Ontologie – die Romantiker schwenken, Aug' in Aug' mit der Kritik des „Alleszermalmers“ Kant am ontologischen Gottesbeweis, vom Fokus „Sein“ auf den Fokus „Prädizieren“ um. Alles mag, wenn es bedacht und begründet werden soll, bezweifelt werden und in den Mahlstrom von Destruktion bzw. Dekonstruktion geraten – nicht aber die zweifelnde, begründende, denkende, Urteile aussprechende Instanz selber. Fichte hat die cartesianische und kantische Tradition dieses Arguments so pointiert, daß sie den frühen Romantikern eine glänzende *zweite* Plattform für ihre dialektische Analyselust bot. Ihr Gegenargument ist schlagend. Gerade, wenn die Fichtesche Gleichung für unüberbietbare und unhintergehbare Gewissheit in Zeiten wachsender Ungewißheitsbeschleunigung, nämlich die „Ich=Ich“-Gleichung gilt, kann sie nicht als Fundament von Identität gelten. Denn völlig unabhängig davon, ob man das Selbstverhältnis von tran-

<sup>3</sup> Wolfram Högbe: Prädikation und Genesis – Metaphysik als Fundamentalheuristik im Ausgang von Schellings *Die Weltalter*. Frankfurt a. M. 1989, S. 127.

szendentaler Subjektivität als reflexives oder präreflexives, als thetisches oder athetisches, als sich selbst konstituierendes oder gegebenes begreift – immer konturiert sich scharf ein dialektischer Widerspruch. Es ist kein anderer als der, der ca. hundert Jahre später auf den Namen „mengentheoretisches Dilemma“ getauft wird.

Wenn das Ich sich als Ich weiß (oder wie immer auch: erfährt, spürt, gegeben, präsent, mit sich vertraut etc. ist), so ist es wissendes und gewußtes Ich zugleich. Als sich wissendes Ich ist das Ich die Menge aller (Wissens-) Mengen, die sich selbst als Element enthält. Denn die Pointe der Identitäts-Gleichung ist ja gerade, daß beide Ich-Größen dies- und jenseits des Gleichheitszeichens ein und dasselbe sind. Wenn sie dasselbe sind, so sind sie doch auch nicht dasselbe. Denn zwischen dem Ich, das sich weiß, und dem Ich, das dem Selbstbewußtsein gegeben ist, tut sich ein Abgrund auf, der es ausschließt, beide Identitäten als mit sich identisch zu begreifen. Selbstbewußtsein, das unhintergebar Identität stiften und garantieren soll, entspricht dann aber gerade dem logischen Inbegriff des intern Inkonsistenten. Daher die eigentümliche romantische Fixierung auf Doppelgänger-, Spiegel- und Schizo-Motive (vor allem bei Tieck, Novalis, E. T. A. Hoffmann, Jean Paul, Brentano und später bei Büchner): Wer sich romantisch-narzißtisch in seinem Spiegelbild selbst erkennen will, muß schon zuvor wissen, wie er aussieht, um sich mit sich identifizieren zu können. Wer sich als sich erkennen, erfassen, erfahren will, macht die abgründige Erfahrung, daß (um nochmals mit Hegel zu sprechen) Identität die Identität von Identität und Differenz ist, die sich in infiniten Re- oder Progressen so zu verlieren droht, daß man Gründe bzw. Abgründe hat, die Hegelsche Formel romantisch überbieten und von einer Differenz von Identität und Differenz, in der Identität ihren (Ab-)Grund findet. Wer dies weiß, muß geradezu systematisch erfahren, daß er ist, was er nicht ist: das seinem Wissen Gegebene, das das Wissen selbst sein soll.

Auch die romantische Obsession, Inzest-Motive auszugestalten, dürfte von diesem Reiz mit gespeist sein: Widerspruchsstrukturen durchzudeklinieren, von denen schwer auszumachen ist, ob sie solche im Reich des „Seins“ oder der „Prädikate“ sind. Wenn im Bildungsroman Goethes, der von den Romantikern besonders aufmerksam rezipiert wurde, der Harfner und seine Schwester Sperata ein gemeinsames Kind namens Mignon haben, so ist dieses Kind beider Tochter und Nichte zugleich: *tertium datur*. Und wenn (wie in E. T. A. Hoffmanns *Elixieren des Teufels* oder in Brentanos verwildertem Roman *Godwi*) Mütter mit ihren Söhnen und Väter mit ihren Töchtern Kinder haben, so sind sie eben zugleich Mütter und Großmütter bzw. Vä-

ter und Großväter dieser Kinder, die ihrerseits zugleich und in Hinsicht auf dieselbe Bezugsperson Kinder und Enkel sind. Inzestmotivik ist bekanntlich, wie ein kurzer Verweis auf die Ödipus-Mythe oder die Gregorius-Legende belegt, keine genuin romantische Erfindung. Spezifisch romantisch aber ist die dialektische Pointierung der dem Inzest immanenten Widerspruchsstrukturen – und die Aufstufung der Frage, ob diese Widersprüche „reale“ oder aber „nomenklatorische“ sind.

Die Antwort liegt nahe: es handelt sich um jeweils sphärenimmanente Widersprüche, darüber hinaus aber eben auch um unaustreibbare Widersprüche im Verhältnis von „Sein“ und „Sinn“ (bzw. dem Sinn-Medium Sprache). Die Logik des Seins (Ontologie) und die des Sinns (Semiotik) ist nicht mehr als eine Korrespondenz-Logik zu denken. Womit der *dritte* romantisch-dialektische Transformations-Schritt anvisiert ist: den Satz vom Grund schrieb die Romantik erstens in den vom Abgrund um, den Satz der Identität dekonstruierte sie zweitens als Satz vom Widerspruch<sup>4</sup>, und das Versprechen der Sprache, einigermaßen verlässlich angeben zu können, was der Fall ist, dechiffriert sie als Versprecher und Angeberei. Die viel gesprie-sene und viel gescholtene romantische Lust am Wortspiel ist kein Oberflächen-Phänomen. In ihm wird vielmehr die Sprach-Skepsis, die sich im *Don Quichotte* oder im *Hamlet* entfaltet, selbstreflexiv. Das geradezu militante Interesse der Romantiker an den Werken von Cervantes und Shakespeare findet hier seinen Abgrund. Die Welt ist aus den semantologischen bzw. ontosemiotischen Fugen, wenn Fragen nach dem, was einer liest, mit der Antwort „words, words, words“ versehen wird oder wenn der zur lachhaften Figur wird, der noch Büchern, also Wortanhäufungen vertraut.

Die romantische Entdeckung schlechthin ist die, daß der vermeintliche semantische Ausnahmefall die Regel ist: *word* und *world* können nicht zueinander kommen, zwischen dem Buch der Welt und den Büchern (ja selbst dem Buch der Bücher) gibt es keine verlässliche Korrespondenz. Die Wiener Neuromantik (bzw. Neuro-Mantik) um 1900 (u. a. Hofmannsthal, Mauthner und Wittgenstein – ja: auch Wittgensteins Werk läßt sich als ein neuromantisches lesen) kann mit ihrer schwelgerischen Sprachskepsis daran anknüpfen. Zur romantischen Lust an Paradoxien und an Dialektik gehört es, daß sie (wie später die neuromantische Dekonstruktion Derridas) eben in dem

<sup>4</sup> Dazu ausführlicher Jochen Hörisch: Die fröhliche Wissenschaft der Poesie – Der Universalitätsanspruch von Dichtung in der frühromantischen Poetologie. Frankfurt a. M. 1976, SS. 54 ff.

Maß, in dem ihr Vertrauen in die Kraft von Worten und Büchern zerfällt, Worte und Bücher häuft. Denn eine Einsicht ist schwer zu umgehen: wie immer auch das Verhältnis von *world* und *word*, von Sein und Sinn, von *soma* und *sema* zu denken ist – aussagbar ist es selbstredend nur von der Seite der Aussagen her. Selbst dann, wenn man den antiken Topos *natura loquitur* romantisch rundum erneuert<sup>5</sup> und das Lied, das in allen Dingen schläft, mit einem Zauberwort derart erweckt, daß die Welt zu singen anfängt, wird man das dann erklingende Lied eben doch „nur“ als Aussage, als grundstürzendes semantisches Ereignis verbuchen dürfen. Um es erneut romantisch-paradox zu formulieren: der Satz „*tertium datur*“<sup>6</sup> gilt gerade deshalb, weil es im Verhältnis zwischen Sein und Sinn keine dritte, übergeordnete Instanz gibt, die über Struktur und Eigenart dieses Verhältnisses entschiede.

Wenn Integrale und Fundamente wie „Gott“ und „Selbstbewußtsein“ erodieren oder sich gar als argumentativ schlechthin nicht haltbar erweisen (und wohl keine zweite literarische Epoche dürfte der Kraft von Argumenten so viel Gewicht beigemessen haben wie die romantische), so ist zumindest ein Problem nur allzu manifest: es läßt sich (um noch einmal den Romantiker Goethe zu zitieren<sup>7</sup>) nicht mehr verbindlich angeben, was die Welt im Innersten zusammenhält. Welten, die kein Integral (mehr) haben, werden unstimmig. Sie erscheinen als eine bizarre Ansammlung von Dingen und Personen, Sachverhalten und Ereignissen, Meinungen und Meldungen, auf die man sich keinen plausiblen Reim mehr machen kann.

Im Nachlaß Arnims und Brentanos findet sich eine von fremder Hand geschriebene, aber offenbar von den beiden romantischen Freunden diktierte Liste, die Achim von Arnim mit einer Überschrift von eigener Hand versehen hat: *Zufälligkeiten im Zusammentreffen beyder gespaltenen Kolumnen einer Zeitung*. In ihr heißt es u. a.: „Neulich gab unser Fürst dem Dohm Kapitel ein prächtiges Soupée – drey Personen wurden gerettet, die übrigen ersoffen alle. [...] Am 13ten dieses schlug der Blitz in der hiesigen Domkirche – und setzte

<sup>5</sup> Vgl. dazu die klassische Darstellung von Alexander von Bormann: *Natura loquitur* – Naturpoesie und emblematische Formen bei Josef von Eichendorff. Tübingen 1968.

<sup>6</sup> Klaus Heinrich: *tertium datur* – Eine religionsphilosophische Einführung in die Logik. Dahlemer Vorlesung 1. Basel 1981.

<sup>7</sup> Die Üblichkeit der sog. Auslandsgermanistik, Klassik und Romantik als nicht nur zeitgleich, sondern auch als rhetorisch-thematisch wahlverwandt zu verstehen, ist einfach überzeugender als die deutsche Üblichkeit, à tout prix Wesensunterschiede zwischen den Topoi Jena und Weimar herauszustellen.



Tages drauf seine Reise weiter fort. [...] Ein junges Frauenzimmer, so alle nöthige Kenntniße besizet, dazu gut französisch spricht – ist in unserer Buchhandlung gratis zu haben.“<sup>8</sup> Nicht nur die Welt, auch die Meldungen aus der und über die Welt sind buchstäblich aus den Fugen geraten. Zu den romantischen Grundeinsichten gehört es, daß man dieses – sei's drum: – seinsgeschichtliche Ereignis unterschiedlich verbuchen kann: z. B. nach dem Muster Hamlets als Grund für tiefe Melancholie oder nach dem Muster Don Quichottes als Anlaß zum Lachen. Melancholie und Lachen reagieren auf dieselbe Erfahrung der Nicht-Korrespondenz und der Disproportion (zwischen Ich und Welt, Selbstbewußtsein und Bewußtsein, Sein und Sinn). Sie ist die romantische Grunderfahrung schlechthin.

Kann man (und wenn ja: wie bzw. wie lange und welches „man“) – kann man mit der Erfahrung leben, daß Paradoxien, Widersprüche, Disproportionen das letzte Wort haben? Bzw. das vorletzte, weiß doch ein paradoxiesensibles Bewußtsein, daß es letzte Worte, die schlechthin alles klären und zurechtrücken, nicht gibt. Die Antworten auf diese romantische Grund- bzw. Abgrundfrage fallen unterschiedlich aus (wie sollte das anders sein, wie anders wären romantische Texte lesenswert, romantische Gemälde betrachtenswert, romantische Kompositionen hörenschriftlich?). Daß sie unterschiedlich ausfallen, ist die romantische Gemeinsamkeit, die Jenaer, Berliner, Heidelberger und Wiener Köpfe verbindet. Weil Paradoxien und Differenzen nicht eigentlich vermeidbar sind, ja weil es nicht einmal wünschenswert wäre, sie zu vermeiden, ist – wohl berühmtestes der romantischen Schlüsselwörter – auch Ironie unvermeidbar. Und zwar Ironie im definitiven und strikten Sinne: etwas anderes zu sagen als was man meint. Ironie wird dann ersichtlich zu einer sehr ernsthaften Angelegenheit. In seiner zu Recht berühmten Rezension von Goethes *Wilhelm Meister* hat Friedrich Schlegel dafür eine großartige Formulierung gefunden: „Das (= über die Grenzen des sichtbaren Werkes mit Vermutungen und Behauptungen hinausgehen, J. H.) muß alle Kritik, weil jedes vortreffliche Werk, von welcher Art es auch sei, mehr weiß, als es sagt, und mehr will, als es weiß.“<sup>9</sup>

Die eigentümliche Pointe der romantischen Ironie-Theorie ist es demnach gerade nicht, das ironische Sprechen und Schreiben als

<sup>8</sup> Zitiert bei Heinz Härtl: „Ein journalistischer Scherz-Artikel der Heidelberger Romantik“. In: Neue Zeitung für Einsiedler – Mitteilungen der Internationalen Armin-Gesellschaft 1 (2000/2001), Heft 2, S. 31-34.

<sup>9</sup> Friedrich Schlegel: „Über Goethes Wilhelm Meister“. In: Ernst Behler u. a. (Hgg.), Kritische Friedrich Schlegel-Ausgabe, Paderborn/München/Wien/Zürich 1958 ff., Bd. 2, S. 140.

geistreiche Ausnahme zu lizensieren. Vielmehr ist Ironie so unvermeidbar, wie Paradoxien es sind. Denn Bewußtsein und Kommunikation sind schlechthin nicht verläßlich aneinander zu koppeln. Die postmoderne Kalauer-Frage „Wie soll ich wissen was ich denke, bevor ich höre, was ich sage?“ hat einen seriöseren romantischen Vorläufer. Wissen und Sagen können so wenig übereinstimmen wie Bewußtsein und Wille. Die Romantiker (und voran die frühen Jenaer Romantiker Friedrich Schlegel, Novalis, Schleiermacher und Tieck) setzen bei ihren Versuchen, eine Antwort auf die Frage zu finden, was denn die Welt nach der Erosion aller Grund- und Identitäts-Integrale noch zusammenhält, auf ein komplexes, prototypisch modernes und bis hin zur witzigen späten Systemtheorie von Niklas Luhmann (die nicht ohne Grund auffallend häufig Frühromantiker zitiert) anschluffähiges Reflexions-Design. Sie verstehen das von Schlüsselworten wie Paradox und Integralverlust angezeigte Problem nämlich paradox als die Lösung. Daß es keine verbindlichen Integrale mehr gibt, ist kein Anlaß zur Trauer, sondern zur Freude: endlich kann man ungestraft und jenseits aller Tabus leben, lieben, sprechen, denken, schreiben und sich offensiv auf Neues einlassen.

Und man kann das guten, ja besten Gewissens tun. Denn man weiß ja, Paradoxie- und Dialektik-geschult: der Mangel an Integralen ist die Gemeinsamkeit, die man hat. Im Hinblick auf Kommunikationsprobleme heißt das (wie u. a. der phantastische *Monolog* des Novalis vorgeführt hat): man ist klüger als jeder Konsentheoretiker, weil man einsieht, daß Dissens und nicht Konsens die regulative Idee von Kommunikation ist. Wäre Kommunikation an Konsens interessiert, so würde sie ja in dem Augenblick, da ihr Ziel: die Übereinstimmung erreicht ist, zusammenbrechen. Wenn zwei und mehr übereinstimmen, haben sie sich nichts mehr zu sagen. Im Hinblick auf Verstehensprobleme heißt das (wie u. a. Schleiermachers antihermeneutische *Reden über Religion* oder Friedrich Schlegels Essay *Über die Unverständlichkeit* dargelegt haben): die frühromantische Hermeneutik stellt Programme der Übereinstimmung von Primär- und Sekundärtext auf solche des differenzbetonten Verstehens um. Ein interpretatorischer Text wird dann in dem Maße komisch, in dem er vergißt, daß er seinem Wortsinn alle Ehre macht: er fährt dazwischen, er interpretiert, er überschreibt den ersten Text, er diskurriert so, daß deutlich wird, wie zwei Texte dis-currieren, auseinanderlaufen. Die schöne Einsicht, daß zwei, die sich streiten, dasselbe tun: nämlich sich zu streiten, gilt dann gerade und besonders für Texte, die von sich behaupten, interpretatorisch herauszustellen, was ein anderer Text „eigentlich“ sagen will. Im Hinblick auf Liebesprobleme heißt das (wie Schlegels *Lucinde*

skandalträchtig vorgeführt hat): man stellt von Vereinigungs- auf Spannungsprogramme um und macht dem Begriff des *Heterons* alle Ehre: man liebt den oder die andere als anderen und nicht als Double seiner selbst. Und man weiß, man akzeptiert, man feiert unter Umständen auch, daß es andere Andere gibt. Die Liebe liebt das Wandern, Gott hat sie so gemacht. Im Hinblick auf Probleme gesellschaftlicher Integration heißt das: man stellt von Inklusion auf Exklusion um, die dann ihre verbindende Kraft paradox entfaltet. Daß keiner will, was der andere will; daß alle nur an sich denken; daß jeder egoistisch ist; daß das Geld des einen nicht das Geld des anderen ist: eben das haben all die gemeinsam, die keinen gemeinsamen Glauben, kein gemeinsames Wertesystem, keine gesellschaftlichen Hierarchien, keine höheren Werte mehr miteinander teilen. Im Hinblick auf das alte Integral-Angebot „Gott“ heißt das (wie alle kunstreligiösen Texte der Romantiker gezeigt haben): es wird offenbar, daß Gott nicht offenbar ist. Denn wenn er offenbar wäre, könnte es so viele unterschiedliche Ansichten seiner Beschaffenheit, seines Willens und noch seiner Existenz nicht geben. Man kann die später einsetzende romantische Konversionslust paradox auch als Bestätigung *contre coeur* dieser frühromantischen Einsicht begreifen.

Die Brillanz dieser *ersten* unter den romantischen Optionen, auf Paradoxie-Probleme und Widerspruchsstrukturen zu reagieren, ist unübersehbar: man erklärt das Problem zur Lösung; es gibt keine allumschließenden Integrale – und das ist auch gut so. Die Welt wird dadurch im Innersten zusammengehalten, daß ihre Elemente munter oder bedrohlich auseinanderdriften. Kleist hat dafür ein wunderbares Denkbild gefunden. In seinem Brief an Wilhelmine von Zenge vom 13. November 1800 heißt es:

Ich ging an jenem Abend vor dem wichtigsten Tag meines Lebens in Würzburg spazieren. Als die Sonne herabsank war es mir als ob mein Glück unterginge. Mich schauerte wenn ich dachte, daß ich vielleicht von allem scheiden müßte, von allem. Was mir teuer ist. / Da ging ich, in mich gekehrt, durch das gewölbte Tor, sinnend zurück in die Stadt. Warum, dachte ich, sinkt wohl das Gewölbe nicht ein, da es doch keine Stütze hat? Es steht, antwortete ich, weil alle Steine auf einmal einstürzen wollen.

In seinem *Penthesilea*-Drama hat Kleist diesem Denkbild klassischen Ausdruck verliehen. Die Amazonenkönigin Penthesiela, erotische Inkarnation des *tertium datur*, steht buchstäblich vor einer Aporie und sucht den rechten Weg. Angesichts von Abgründen muß sie, der der Boden unter den Füßen entzogen wurde, zu einem Entschluß kommen.

**Penthesilea.** Wo geht der Weg? *Sie sammelt sich und steht auf.*

**Merroe.** So willst du dich entschließen?

**Prothoe.** So hebst du dich empor? – Nun, meine Fürstin,

So seis auch wie ein Riese! Sinke nicht,

Und wenn der ganze Orkus auf dich drückte!

Steh, stehe fest, wie das Gewölbe steht,

weil seiner Blöcke jeder stürzen will!

Beut deine Scheitel, einem Schlußstein gleich,

Der Götter Blitzen dar, und rufe, trifft!

Und laß dich bis zum Fuß herab zerspalten,

Nicht aber wanke in dir selber mehr,

Solang ein Atem Mörtel und Gestein,

In dieser jungen Brust, zusammenhält.

Komm. Gib mir deine Hand.

**Penthesilea.**

Geht's hier, geht's dort?

Prothoe. Du kannst den Felsen dort, der sichrer ist,

Du kannst auch das bequemre Tal hier wählen. –

Wozu entschließen wirst du dich?

**Penthesilea.**

Den Felsen!

Da komm ich ihm um soviel näher.<sup>10</sup>

Der Felsen, den zu erklimmen Penthesilea sich anschickt, ist – spätestens seit der Einsetzung Petri als Nachfolger Jesu Christi – der Inbegriff des festen Fundaments in bewegter und unsicherer Zeit. Der Fels aber ist Lösung und Problem zugleich. Denn noch das festeste Fundament ist ja ein Supplement des abwesenden Gottessohnes – ein Stellvertreter eben. Nur weil die inkarnierte Offenbarung nicht mehr unter den Lebenden weilt, tut ein festes Fundament not. Penthesilea wird mit ihrer Gefolgschaft den Fels erklimmen, nur um einen umso tieferen Sturz zu tun. Eine prototypisch verdichtete romantische Szene in einer Caspar-David-Friedrich-Landschaft, die Meta-Paradoxien zur Beobachtung freigibt. „Küsse, Bisse, / Das reimt sich.“<sup>11</sup>

Man wird einfach wacher und klüger, man denkt komplexer und macht subtilere Erfahrungen, man beobachtet, was andere nicht beobachten, wenn man sich auf das romantische Reflexions-Design einläßt und es bei der Suche nach einem alles übergreifenden Integral auch für möglich hält, daß dieses Integral so „Küsse-Bisse“-haft widersprüchlich ist wie das, was es integrieren soll. Man liebt dann die Liebe, betreibt Poesie der Poesie, fragt nach einer möglichen Wissenschaft der Wissenschaft, erforscht den Sinn des Sinns und versucht die Erzieher zu erziehen, die Aufklärung über sich selbst aufzuklären

<sup>10</sup> Heinrich v. Kleist: Penthesilea, VV. 1346-1362.

<sup>11</sup> Ebd., V. 2981 f.

sowie das Verstehen zu verstehen. Die zu Recht berühmten romantischen Meta-Formeln lassen sich in all ihrem frivolen Pathos unschwer in die nüchterne Sprache der Systemtheorie übersetzen. Die Romantik läßt sich dann als *die* klügste intellektuelle Reaktion auf all die Prozesse funktionaler Ausdifferenzierung begreifen, in deren Zeichen die Moderne steht. Es gibt eben keine überzeugende Universalinstanz mehr (heiße sie Gott oder ewiges Gesetz, Kaiser oder Papst, transzendente Subjektivität oder Konsens), die für alles zuständig wäre. Es gibt nur die Probleme, ohne die es keine Systeme (wie Religion, Kunst, Wissenschaft, Politik, Ökonomie etc.) gäbe, die autopoietisch prozedieren und ihrerseits (schon wegen ihres Interesses an Bestandserhaltung) Probleme produzieren.

Dieser romantische Habitus ist glänzend – und er ist, wie viele Zeitgenossen und frühe Kritiker von Hegel bis Kierkegaard alsbald gesehen haben – frivol.<sup>12</sup> Denn er erlaubt sich sehr ernste Scherze und Scherze noch mit dem Ernstesten. Nicht alle reagieren darauf humorvoll. Ironieverweigerung wird deshalb so etwas wie das Markenzeichen all derer, die im Namen *e i n e r* Gewißheit, *e i n e r* Wahrheit, *e i n e r* Offenbarung oder *e i n e r* Letztinstanz gegen die romantische Option für *second-order-observation* polemisieren. Dabei machen sie, wenn sie das mit der frühen Romantik erreichte Reflexionsniveau nicht fahrlässig unterbieten wollen, eine eigentümliche Erfahrung. Nämlich diese: nur eines ist bei der Option für Analyse und Argumente schwerer als Romantiker zu sein – nämlich keiner zu sein. Wie hoch der Preis dafür sein kann, romantische Abgrund-Einsichten wütend zu verwerfen, hat jüngst in geradezu grotesker Überdeutlichkeit Peter Hacks mit seiner Polemik *Zur Romantik* herausgestellt.<sup>13</sup>

Lesenswert ist das Buch von Peter Hacks allein, weil es in bizarrer Drastik ein Problem deutlich macht, das die dialektischen romantischen Denkfiguren tatsächlich bereithalten: sie sind für alle, die es gerne einfach und sicher haben, zumutungsreich und insofern schwer auszuhalten. Die Romantik ist deshalb systematisch von Entlastungsangeboten, Unterbietungen und zumal von Selbstunterbietungen bedroht. Paradoxien und Aporien das vorletzte Wort zu lassen und zugleich zu wissen, daß es letzte Offenbarungsworte nicht gibt, ist nämlich nicht nur eine intellektuelle, sondern auch eine emotionale

<sup>12</sup> Vgl. Arthur Henkels klassischen, 1965 an amerikanischen Universitäten gehaltenen Vortrag *Was ist eigentlich romantisch?* In: Ders.: *Der Zeiten Bildersaal – Studien und Vorträge – Kleine Schriften* 2. Stuttgart 1983, S. 93–106.

<sup>13</sup> Vgl. dazu Jochen Hörisch: „Urwaldartiges Gebrüll“ – Peter Hacks enttarnt die Romantiker“. In: *Athenäum* 12, 2002, S. 262–264.

Zumutung. Zu den wirklich großen Entdeckungen der Romantiker gehört denn auch die, daß es reine Vernunft nicht gibt, weil Intellektualität und Emotionalität nicht etwa unterschiedlichsten Sphären angehören, sondern einander zugehören. Vernunft ist durch und durch unrein: im Hinblick auf ihre Genese, auf ihre interne Verfassung, auf ihre Geltung.

Das romantische Projekt einer Kritik der unreinen Vernunft ist häufig mißverstanden worden. Die Romantiker spielen nicht etwa Gefühle, Stimmungen und Affekte gegen die Rationalität aus, sondern erkunden vielmehr, wieviel und welche Emotionen in Vernunft und Verstand stecken. Ihr in enger und argumentativer Auseinandersetzung mit der Kant- und Fichte-Tradition entwickeltes Grundargument ist schlagend. Selbstbewußtsein ist nicht nur eine in sich inkonsistente, sondern auch eine gestimmte Größe. Sich rein seiner selbst bewußt zu sein, ist unmöglich. Ein Ich ist sich seiner immer nur als eines bewußt, das so oder so gestimmt ist – das z. B. Heimweh hat, sich über einen wunderbaren Einfall freut, eitel oder verzweifelt, verliebt oder melancholisch ist. Gestimmtheit ist nichts, was zum Selbstbewußtsein noch hinzutritt. Selbstbewußtsein ist selbst immer schon gestimmtes Selbstbewußtsein. Gute Gründe sprechen übrigens dafür, in dieser Konstellation die eigentliche Differenz zwischen menschlicher und künstlicher Intelligenz zu sehen. Ein Computer freut sich nicht und bekommt keinen ihn euphorisierenden Endorphin-Ausstoß, wenn er den Schachweltmeister besiegt hat. Er wird auch nicht depressiv, wenn er verliert. Der Schachspieler aber erfährt den intellektuell-psychologischen Doppelsinn des Wortes „Selbstbewußtsein“. Denn sein Selbstbewußtsein ist nunmehr angeschlagen. Kurzum: ausnahmsweise gilt einmal, daß ein banales Argument das Zentrum einer Diskussionslage trifft: Computer sind seelenlos – und mangels „Gestimmtheit“ nicht selbstbewußtseinsfähig. Was ja heißen muß, daß man gute Gründe hat, sie gering zu schätzen. Denn wer weiß schon definitiv, ob Selbstbewußtsein ein Vorzug ist – oder ein Handicap?

Die Romantiker entdecken, wieviel Affekte im Denken stecken, wieviel Irrationalität in der Ratio, wieviel Emotionen in der Intelligenz. Und sie entdecken, wie schwierig es nicht zuletzt aufgrund der emotionalen Tönung noch der brilliantesten Analysen ist, Paradoxien offen gewähren zu lassen und das Problem als Lösung zu verstehen. Und so müssen sie eine *zweite* Option zur Lösung von Dialektik- und Paradoxie-Problemen avisieren: den Dezisionismus. Wer – wie Pentheseilea – vor Aporien steht und nicht weiß, wie er, sie oder es weitergehen soll, kann sich weigern, weiterzugehen. Aber er kann nicht die Zeit still stellen. So muß man sich entscheiden, eben weil die dialek-

tische Erfahrung unvermeidbar ist, daß auch der Verzicht auf eine Entscheidung eine Entscheidung ist. Der berühmte „ekstatische Vortrag“ am Anfang von Kierkegaards so romantischer wie Romantik-kritischer Schrift *Entweder-Oder* hat dieses Problem mit der seinen Schriften eigentümlichen Verve formuliert:

Heirate, du wirst es bereuen; heirate nicht, du wirst es auch bereuen; heirate oder heirate nicht, du wirst beides bereuen; entweder du heiratest oder du heiratest nicht, du bereust beides. Lache über die Torheiten der Welt, du wirst es bereuen; weine über sie, du wirst es auch bereuen; lache über die Torheiten der Welt oder weine über sie, du wirst beides bereuen; entweder du lachst über die Torheiten der Welt oder du weinst über sie, du bereust beides. Trau einem Mädchen, du wirst es bereuen; traue ihr nicht, du wirst es auch bereuen; traue einem Mädchen oder traue ihr nicht, du wirst beides bereuen; entweder du traust einem Mädchen oder du traust ihr nicht, du wirst beides bereuen. Erhänge dich, du wirst es bereuen; erhöhe dich nicht, du wirst beides bereuen; erhöhe dich oder erhöhe dich nicht, du wirst beides bereuen; entweder du erhöhst dich oder du erhöhst dich nicht, du wirst beides bereuen. Dies, meine Herren, ist aller Lebensweisheit Inbegriff.<sup>14</sup>

Man kann diese berühmten Kierkegaard-Worte unschwer auf Fontanes Erzählung *Schach von Wuthenow* beziehen. In zumindest zwei Kapiteln umkreist sie, wovon schon die Titel dieser Kapitel künden, ausdrücklich Probleme des Dezisionismus. „Es muß etwas geschehen“ ist das zehnte, „Le choix du Schach“ ist das dreizehnte Kapitel überschrieben. Einmal geht es darum, wie das Regiment Gensdarmes angesichts der aufgeheizten Diskussionen über Werners Luther-Drama reagiert: „Zehntes Kapitel: ‚Es muß etwas geschehn‘ / Die ‚Weihe der Kraft‘ wurde nach wie vor gegeben, und Berlin hörte nicht auf, in zwei Lager geteilt zu sein. Alles, was mystisch-romantisch war, war für, alles, was freisinnig war, gegen das Stück. Selbst im Hause Carayon setzte sich diese Fehde fort, und während die Mama teils um des Hofes, teils um ihrer eignen „Gefühle“ willen überschwenglich mit-schwärmte, fühlte sich Victoire von diesen Sentimentalitäten abgestoßen. Sie fand alles unwahr und unecht und versicherte, daß Schach in jedem seiner Worte recht gehabt habe.“<sup>15</sup> Schach macht denn auch bei der öffentlichen Verurteilung des Dramas nicht mit. Doch auch Schach kann sich – noch dazu bei einer wichtigeren Frage – nicht nicht entscheiden: „Le choix du Schach“ besteht darin, daß er sich nicht entscheiden kann, der Entscheidung, zu der andere ihn drängen, zu

<sup>14</sup> Sören Kierkegaard: *Entweder – Oder*. Übers. von H. Fauteck. München 1975, S. 49 f.

<sup>15</sup> Ebd., S. 207 f.

widerstehen. Er heiratet die blatternarbige Victoire und setzt sich damit dem Spott der Öffentlichkeit aus, die ihn in den Selbstmord treibt.

Die dritte und vierte Option, auf romantisch aufgewiesene Paradoxien und Dialektiken romantisch zu reagieren, sind in Wien besonders wirkungsmächtig ausgebildet worden: nämlich der Funktionalismus bzw. die Re-Fundamentalisierung. Wenn man feststellt, in welchen dezisionistischen Paradoxien sich noch die paradoxie-lässige und -tolerante romantische Subjektivität verstrickt, so kann man sich von den Vorzügen transsubjektiver und funktionaler Medien wie Geld oder von der Notwendigkeit funktionierender Institutionen überzeugen lassen. Adam Müller hat diese Option wohl am überzeugendsten und wirkungsmächtigsten vertreten und damit eine noch wenig erforschte Brücke zwischen später Romantik und Systemtheorie geschlagen. Oder man startet (etwa mit Zacharias Werner, mit dem späten Friedrich Schlegel oder auch tausend Kilometer nördlich von Wien in Kopenhagen mit Kierkegaard) durch und entscheidet sich zu einer auf- und abgeklärten Re-Fundamentalisierung romantischer Programme. Die letztgenannte Option hat zumindest für sog. Geistes- und Ideengeschichtler einen unübersehbaren Vorteil: der romantische paradoxieverliebte Habitus findet ein neuromantisches Betätigungsfeld. Die Kraft der Paradoxien bewährt sich auch in dieser Hinsicht: die späte Wiener Romantik ist die Möglichkeitsbedingung all der neuromantischen Dekonstruktions-Ansätze des 20. Jahrhunderts.

Mit bemerkenswerter Regelmäßigkeit und Ausdrücklichkeit greifen nämlich die theoretischen und ästhetischen Avantgarde-Bewegungen auf Impulse der frühen Romantik zurück. Der Surrealismus erklärte Achim von Arnim zu einem seiner Vorväter; Walter Benjamin promovierte über den *Begriff der Kunstkritik in der deutschen Romantik*; Georg Lukács frühe Schriften *Die Seele und die Formen* sowie die *Theorie des Romans* knüpfen an die Jenaer Frühromantik an; Herbert Marcuses Dissertation über den deutschen Künstlerroman stellt den *Heinrich von Ofterdingen* in ihren Mittelpunkt; Ernst Blochs *Geist der Utopie* beschäftigt sich ausführlich mit der Romantik von Novalis bis Wagner und insbesondere mit dem Bild zu Sais.<sup>16</sup> Aufschlußreicherweise aber finden sich nicht nur untergründige, sondern explizit benannte Anknüpfungen an romantisch-dialektische Überle-

<sup>16</sup> Vgl. Jochen Hörisch: „Herrscherwort, Geld und geltende Sätze – Adornos Aktualisierung der Frühromantik und ihre Affinität zur poststrukturalistischen Kritik des Subjekts“. In: B. Lindner/ W. M. Lüdke (Hgg.): *Materialien zur ästhetischen Theorie Th. W. Adornos – Konstruktion der Moderne*. Frankfurt a. M. 1979, S. 397-414.



gungen nicht nur im Umkreis des ästhetischen Neomarxismus, sondern auch bei der Systemtheorie Niklas Luhmanns und der Dekonstruktion Derridas. Immer erneut bewährt sich die Einsicht, daß ab einem gewissen Komplexitätsniveau nur eines schwieriger ist als Romantiker zu sein – kein Romantiker zu sein.

Nicht irgend ein Romantiker, sondern Romantiker aus Wien zu sein, bewährt sich, wenn es um allerletzte Dinge geht – wie Heinrich Heine in seinem späten *Lazarus*-Gedicht eindringlich dargelegt hat. Lazarus hat, nachdem er alle somatischen und semantischen Paradoxien des Lebens romantisch durchgemacht hat, seine Erdentage hinter sich und verlangt im Himmel Einlaß. Bei Petrus beißt er erst einmal auf Granit. Kein Wunder – hat der romantische Lazarus doch Überlegungen wie diesen nachgehungen:

Laß die heiligen Parabolen,  
Laß die frommen Hypothesen –  
Suche die verdammten Fragen  
Ohne Umschweif uns zu lösen.

Warum schleppt sich blutend, elend,  
Unter Kreuzlast der Gerechte,  
Während glücklich als ein Sieger  
Trabt auf hohem Roß der Schlechte?

Woran liegt die Schuld? Ist etwa  
Unser Herr nicht ganz allmächtig?  
Oder treibt er selbst den Unfug?  
Ach, das wäre niederträchtig.

Also fragen wir beständig,  
Bis man uns mit einer Handvoll  
Erde endlich stopft die Mäuler –  
Aber ist das eine Antwort?

Wer solche Fragen stellt, hat schlechte Aussichten, am festen Fels Petrus vorbeizukommen.

So brummt der Alte, doch kann er nicht  
Im Polterton verharren, er spricht  
Gutmütig am Ende die tröstenden Worte:  
„Du arme Seele, zu jener Sorte  
Halunken scheinst du nicht zu gehören –  
Nu! Nu! Ich will deinen Wunsch gewähren,  
Weil heute mein Geburtstag just  
Und mich erweicht barmherzige Lust –  
Nenn mir daher die Stadt und das Reich,  
Woher du bist; sag mir zugleich,

Ob du vermählt warst? Eh'liches Dulden  
 Sühnt oft des Menschen ärgste Schulden;  
 Ein Eh'mann braucht nicht in der Hölle zu schmoren,  
 Ihn läßt man nicht warten vor Himmelstoren.“

Die Seele antwortet: „Ich bin aus Preußen,  
 Die Vaterstadt ist Berlin geheißten.  
 Dort rieselt die Spree, und in ihr Bette  
 Pflegen zu wässern die jungen Kadette;  
 Sie fließt gemütlich über, wenn's regent –  
 Berlin ist auch eine schöne Gegend!  
 Dort bin ich Privatdozent gewesen,  
 Und hab über Philosophie gelesen –  
 Mit einem Stiftsfräulein war ich vermählt,  
 Doch hat sie oft entsetzlich krakeelt,  
 Besonders wenn im Haus kein Brot –  
 Drauf bin ich gestorben und bin jetzt tot.“

Sankt Peter rief: „O weh! o weh!  
 Die Philosophie ist ein schlechtes Metier.  
 Wahrhaftig, ich begreife nie,  
 Warum man treibt Philosophie.  
 Sie ist langweilig und bringt nichts ein,  
 Und gottlos ist sie obendrein;  
 Da lebt man nur in Hunger und Zweifel,  
 Und endlich wird man geholt vom Teufel.

Die Karten sind also schlecht gemischt für den armen Lazarus, der im Himmel Einlaß begehrt. Doch Petrus ist großzügig gestimmt. Denn er hat just an dem Tag Geburtstag, an dem der arme Lazarus an seine Türe klopft. Und so nimmt er ihn gut dezisionistisch doch noch in seinem Reiche auf – nicht ohne einen letzten goldwerten Hinweis für den romantischen Sünder:

Vergiß mich nicht. Wenn dir die Pracht  
 Des Himmels einmal Langweile macht,  
 So komm zu mir; dann spielen wir Karten.  
 Ich kenne Spiele von allen Arten,  
 Vom Landsknecht bis zum König Pharaos.  
 Wir trinken auch – Doch apropos!  
 Begegnet dir von ungefähr  
 Der liebe Gott, und fragt dich: woher  
 Du seiest? so sage nicht: aus Berlin,  
 Sag lieber: aus München, oder aus Wien.“